

Jugend von dazumal : das Spiel vom Wilhelm Tell

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **9 (1933-1934)**

Heft 24

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-710753>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vor 136 Jahren, der letzten kriegerischen Verwicklung mit dem Auslande, haben unsere Vorfahren dem Einbruch der Franzosen gegenüber mit verschwindenden Ausnahmen restlos versagt. Auch sie waren, an den damaligen Verhältnissen gemessen, mangelhaft ausgebildet, auch sie verließen sich auf den Kriegsruhm der alten Eidgenossen. Und schon in den damaligen, viel einfachern Verhältnissen, haben sie sich mangels genügender Ausbildung des noch vorhandenen Geräts nicht zu bedienen gewußt.

Es liegt an uns, dafür zu sorgen, daß jene traurigen Ereignisse sich nicht erneuern. Sie werden sich nicht erneuern, wenn das Ausland weiß, daß wir gewillt und auch *fähig* sind, den Anforderungen des neuzeitlichen Gefechts zu genügen. Dazu bedarf es aber, nachdem wir uns bemühen unsere Bewaffnung zu ergänzen, auch einer bessern Ausbildung.

Jugend von dazumal — Das Spiel vom Wilhelm Tell

Eine Zürcherbuben-Schulggeschichte

Das war zur Zeit, da man uns «Kriegskinder» nannte. Da unser schwarzes Brot vom fürsorglichen Staate beschnitten und gewogen und die wässerige Milch nach städtischem Amtsmaß geschieden und ausgeschöpft ward. Werdende Alphabeten übten wohl zu aller Zeit ihre junge Kunst an Tafeln, Zetteln, Aufschriften und Plakaten. Unsere Uebungsplätze bildeten die mit Blau- und Rotstift hetzerisch markierten Meldungen vom Kriegsschauplatz, die baumelnd an Brust und Bäuchen marktschreierischer Zeitungsverkäufer hingen.

Ob wir mit Begeisterung oder Widerwillen die zürcherische Stadtschule besuchten, konnte ich nie bestimmt entscheiden. Die Lehre vom schwindeligen Pandarhein lernte ich leider erst später kennen. An den Wänden unseres Schulzimmers hingegen marschierten blaue und graue Bataillone. Daß deren 15zentimetrische Kanonen zu den allerbesten gehörten und unsere Soldaten — sobald es nur drauf ankäme — die tüchtigsten und unbezwingbar seien, das stand bei uns Buben felsenfest. Wer hätte es gewagt, dem zu widersprechen!

Eine frohmütige, bengelhafte Schar von fünfzig gesunden Stadtbuben, das war unsere Klasse. Noch unverzärtelt und frei von jeder Mode. Ja, zur Sommerszeit betritteten wir die asphaltwarne Bahnhofstraße noch gelassen und ungestört ohne lästiges Schuhwerk. Kurz, die trefflichen Ausdrücke «Flegeljahre» und «Zürihegel» erklären dem Sach- und Ortskundigen so ziemlich alles.

Kein Wunder, daß hier nur ein tüchtiger Zauberer das Gegengift zu mischen verstand. Tierbändiger soll ein gefährlicher Beruf sein. Sicherer jedoch ist, daß es nicht jedem Sterblichen gelingen wird, fünfzig wache Buben stadtzürcherischer Gattung in Zügel und Zaum zu halten. Ueber träge Momente half jeweiligen des Knaben überschüssige Phantasie, die aus allen Wänden und Ecken kroch, rasch hinweg. Ward aber die Schulstube stiller zu nüchtern und die Luft zu stickig, dann wuchs ebenso rasch das Kräutlein Uebermut und starb das Ding Gehorsam. Ruhe schien uns schon damals Unnatur. Von den Vätern vererbte Ansicht, die bekanntlich ein «Stillestehen» erst nach Marignano — und dann noch wie mißmutig! — fertig brachten.

Einen tüchtigen Lehrer hatten wir. Daß er uns beherrschte, merkten wir selten. Höchstens, dann aber recht eindringlich, in den Minuten, welche die geradezu obligaten Taten für deutschen Aufsatz und tadellose Reinschrift bescherten. Darob nie zu wimmern, war Ehrensache. Im großen und ganzen liebten wir die straffe

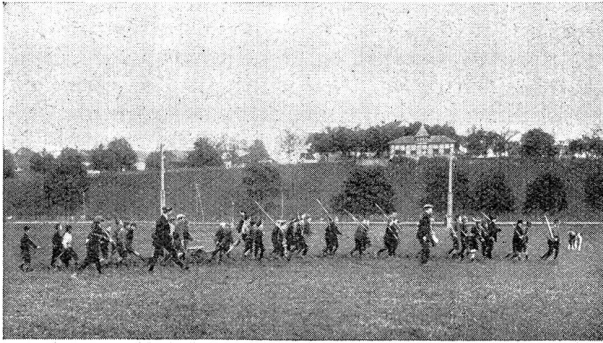
Ordnung, weil uns das Gefühl bezähmte, unser Lehrer verstehe uns. Auch hatten das Vaterland und seine bittere Not uns einander näher gebracht. Freie Minuten galten dem Wohl und dem Weh unserer Heimat. Ganz sicher war, daß wir mit Bangen des Aufgebots harrten, das den Lehrer an die Grenze rufen sollte. Wir ließen ihn wahrhaftig nicht gerne ziehen. Nicht nur hatte er mit uns zusammengehalten, wenn ältere Schüler anderer Klassen uns verhauen und niederknabbeln wollten, er hatte uns auch verteidigt gegen jene friedvollen Leute, die uns Spiel und Hosenlupf, die wir zwecks eindeutiger Klärung internationaler Meinungsverschiedenheiten je-weilen ausspielten, verbieten wollten. So fanden wir trotz seiner Strenge oft Hilfe und Rat bei ihm. Sein Regiment hatte nichts Abschreckendes und Sonne leuchtete mehr ob unserer Schulstube als Schatten drückten. Nicht zuletzt verdankten wir dies jenen köstlichen Stunden, in denen Schillers Drama von Wilhelm Tell behandelt wurde.

Nein, wir haben es nicht behandelt, durchgenommen. *Erlebt* haben wir die urchige Geschichte vom Wilhelm Tell. Schon der Anfang war verheißungsvoll: wir beschlossen, diesen zweifelhaften Vornamen oder (falls Tell getauft wurde!) Taufnamen «Wilhelm» ein- für allemal auszumerzen. Das war sicher gescheiter gedacht als manche spitzfindige Broschüre über die Tellensage. Wir hätten gar nicht erst — das war, glaub', Anno 1912 — den deutschen Wilhelm durch die Bahnhofstraße stolzieren sehen müssen, um diesen Namen als verfehlt zu betrachten für unsern bäuerischen Helden. Der Tell, kurz angebunden, einsilbig, aber eidsicher helfend, das leuchtete uns ein. Und wie die Not groß und rot und der Haß tief und gelb und das Land trutzig und die Leute einig waren, das fühlten wir. Die Schulstube verlor alle Kerkerluft und unter unsern kurzen Schuhen traten wir offenen, freien Heimatboden. Schweigen aber und scheues Staunen schwebte über den Bänken, wenn der Lehrer uns auf zertretenen, vielränkigen Wegen in unsere Zeit hinüberführte, zu unserm Volk und seiner harten Bedrängnis, wenn das Blut der Urschweizer mit dem Saft derer von 1914 gemischt wurde, und wenn wir endlich an beiden Aesten desselben Stammes die gleich feurige Liebe zur braunen Scholle und den gleichen hadrigen Haß gegen Unterdrücker blühen und blusten sahen. Da waren wir glücklich und stolz. — Mit dem wachen Spürsinn des zappligen Stadtbuben hatten wir aber auch das Stürmische und Revolutionäre aus dieser Tellengeschichte geschnuppert und nie vermochten uns wohlgegossene Verse und ausgewählte Worte zu verzärteln und irrezuführen. Die schrieben wir nur sehr äußerlich für den Aufsatz ab.

Mit Tell und seinem Land lernten wir auch den erklärenden Lehrer lieben. Es bildete sich jene wildfrische Schar von Buben, die zusammenhielt, als ginge es morgen nach Sempach. Die jungen Muskeln erprobten die Erstürmung und Einäscherung der Zwingburgen und die flinken Füße eilten bei der Vertreibung der zinsheischenden Vögte um die Wette.

— Da lag am andern Morgen das Aufgebot für den Lehrer auf dem Tisch. Von einem befreienden Luftzug war nichts zu erhoffen, weil alle Fenster wohlverschlossen staken. Drum schlichen wir an diesem Schreiben vorbei, als wäre der Freiheit Tag erloschen.

Es lag jedoch ein gutes Stück schwarze Tragik auf diesem Tische. Tragik der Jugend. Es lastete mehr schicksalsschwere Zukunft auf dieser so jäh unterbrochenen Geschichte vom Tell, als wir Knaben damals



Jugend von dazumal — Es geht in die «Schlacht»
Jeunesse d'autrefois — Prêts pour la «bataille»

ahnen konnten. Führerlos erlebten wir fortan dieses Drama in Kopf und Herz. Und nahmen es mit ins Leben hinaus. Führerlos stürmten wir fortan Tyrannen und Gebietende, tatsächliche und vermeintliche. Und nahmen das mit ins Leben hinaus. Später aber, nicht viele Jahre später, staunte die Zeit über irreführte und verirrte Massen. Warum auch?

Unser guter und tüchtiger Lehrer hätte uns geführt und geklärt, hätte den dummen, blinden Sturmköpfen den wohlthuenden, reinigenden Stüber erteilt, den jungen draufgängerischen Rebellen den Stein der Gescheitern gezeigt. Aber er mußte fort.

Es folgten ihm zwei, drei Vikare. Der geduldigste blieb drei Monate lang. Das Versuchsfeld schien holperig und undankbar.

Endlich erstand jener Tag, mit welchem punkt halb neun Uhr eine Lehrerin ihr Regiment antrat. Eine leibhaftige Lehrerin für fünfzig Buben! Wäre im Juni Schnee gefallen, er hätte nicht verduzttere Gesichter schauen müssen. Eine Lehrerin! (Die Betonung legten wir wichtig auf die Endsilbe.) Eine Frau! Die erste Erlösung aus diesem Staunen tat sich denn auch in einem seltsam gemischten Lächeln ihrer- und unserseits kund. Wer hätte auch damals eine schwache Seite für das schwache Geschlecht gekannt, ja nur geahnt!

Desselben Tags zierte um drei Uhr mitteleuropäischer Zeitrechnung ein daumendickes, überaus schwungvolles Meerrohr das schulmeisterliche Pult, und die einleitenden Erklärungen zur Ausstellung dieses abschreckenden Strafinstrumentes (viel später begegnete ich einer ähnlichen Erscheinung unter dem Titel der Generalprävention) galten einer absonderlichen Lämmelbande. Darunter verstanden wir natürlich uns. — Von da ab



Jugend von dazumal — Im heißen Nahkampf
Jeunesse d'autrefois — Un chaud corps à corps

war es eine offene Sache, daß Ordnung und Einheit, Liebe und Einigkeit aus unserer Schulstube verduften mußten. Erst ein Stäubchen, dann ein Wölklein, schließlich fuderweise, Stil, Umfang und Reichtum der zur Verfügung stehenden Strafen vermehrten sich wöchentlich. Unsere Mütter erhielten (weil die Väter am St. Gotthard wachten) zu den alltäglichen Sorgen noch jammernde Briefe einer geplagten Lehrerin.

Es gärte in diesem Schulwesen. Jeder Zusammenhang zwischen Meisterin und Lehrlingen riß. Bereits nach zwei Monaten erschien ein Edikt, das die Klasse in zwei Hälften teilte. Damit ward auch der Kitt unter uns Klassenossen selber spröde und springig. Aber fünfzig Knaben seien nun einmal nicht zu meistern. Besonders nicht von einer Lehrerin.

Die Teilung hatte ihre bösen Folgen. Sie wirkte wie die Erbsünde. Neben der wachsenden Autoritätslosigkeit lernten wir von da an auch eine Art Klassenhaß kennen. Man hatte uns das vorgemacht, indem man Klassenunterschiede züchtete. Denn wir wurden nicht etwa nach Name oder Schulbankreihe in zwei Hälften geteilt. Ganz abgesehen davon, daß sich Bubenfreundschaften nicht nach Hosen und Krawatten, noch weniger nach



Jugend von dazumal — Der Aufmarsch der Kleinen auf der Wiedikon
Allmend in Zürich
Jeunesse d'autrefois — La marche des petits sur l'Allmend de Wiedikon à Zurich

Bankreihen bilden. Nun aber kannte man plötzlich Brave und Schlingel, eine Einteilung, der ich ebenfalls viel später unter dem Titel «Unverbesserliche und verbesserliche Verbrechertypen» begegnete. Und diese auserwählten Braven weiterteilten nun in Blumenbringen und Zierlichsein, in Schmeicheln und Schöntun. Die Partei aber der abgestempelten Bösen stachelte kein Ehrgeiz, dieser Tüchtigkeit den Rang streitig zu machen. Langsam jedoch schluckten diese Degradierten Haß und Verachtung in sich gegen die ehemaligen Schulkameraden und schworen heimlich dieser augendienerischen, unbübischen Clique und der parteiischen Lehrerin Rache. Sie organisierten sich zur Bande und ihr Schwur war ebenso ernst und bitter wie jener der Väter gegen die Vögte. Draußen auf der Straße gellte der Schrei vom Krieg, drinnen im Herzen gierte Rache und Haß. — Ja, jung waren wir, und die Zeit tobte zu stürmisch, als daß sie uns nicht Wunden gerissen hätte, die später nur langsam vernarben und gesundeten. Beim einen oder andern schlossen sie sich überhaupt nicht mehr.

Natürlich wurde auch das Spiel vom Wilhelm Tell weitergeführt. Eine zarte, sanfte Frauenstimme hauchte nun die melodischen Verse, verweilte mit tränenfeuchter Vorliebe bei den fraulichen Ermahnungen einer Gertrud und dem lyrischen Gelispel eines verliebten Burgfräuleins. Das wuchtige Ende, die gestrafften Muskeln der tagenden Freiheit und den tosenden Fall der sterbenden

Knechtschaft erwarteten wir vergebens. So begann das Schwatzen. Wir unterhielten uns mit kräftigerer Kost aus dem Lesebuch, besonders gerne aus einem Buche, das die Entwicklung der Stadt Zürich darstellte, das uns überaus gut gefiel und dessen Geschichte vom feuchten Bäcker Wackernagel wir nie mehr vergaßen. Nebenbei benutzten wir die langweiligen Schulstunden, um dem Lehrer einen Brief zu schreiben. «Er sei zwar strenger gewesen, aber es sei jetzt nicht mehr so schön in der Schule. Der Tell sei blöd bei der neuen Lehrerin.»

Ein kleiner Anlaß führte die Katastrophe herbei.

Während einer der ewig wiederkehrenden, ächzenden Schreibstunden ging ein Brieflein unter den Mitgliedern unserer Bande, die wir verwegen den «Tellenbund» getauft hatten, herum. Es enthielt die Aufforderung, am Nachmittag des Mittwochs in der Werdmühle zu erscheinen. «Waffen mitnehmen» war der zweite Satz. Jeder hatte nämlich zu Hause seinen währschaften, selbstgeschnitzten Säbel, wenn immer möglich mit Blut oder wenigstens roter Tinte getränkt. Das war unsere neutrale Kriegspsychose!

Die Versammlung war vollzählig, und unser Obrist und Bandenführer Konrad nahm das Wort. — Wie man das alles anstelle, hatten wir dem trefflichen Gedichte «Es standen Orgetorix' Mannen» schlaue abgeguckt, das wir alle auswendig kannten. — Seine Worte, die er mit stimmbrüchigem Pathos an unsere jungen Ohren (die Alten sagten von ihnen, sie seien noch naß) schmettete, lauteten ungefähr so: «Liebe Tellenbündler! Ich habe gehört, die Partei der Bevorzugten und Untertänigen führe heute nachmittag in der Schule den «Tell» auf. Natürlich statt regelrecht Schule zu halten, wie wir es sonst immer müssen. Ist halt kurzweiliger; besonders für solche Herrensöhnchen. Die zweite Abteilung — die natürlich wir sind — sei ausgeschlossen. Das Stück werde wahr und leibhaftig aufgeführt, so, wie es im Büchli steht, und die Lehrerin habe ihre helle Freude dran. Ich weiß es ganz sicher vom Oskar. Den hab ich heut morgen auf den Rücken gelegt und erst wieder schnaufen und aufstehen lassen, nachdem er mir hoch und heilig versprochen hatte, mir etwas Wichtiges zu verraten. Auch habe die Lehrerin gesagt, wir könnten so etwas, so ein Theaterstück sowieso nicht. Dazu seien wir zu dumm und zu faul.» — Da schnürten wir den schmalen Hosengürtel enger und beschlossen einhellig, unsere Bande wolle dieser Tellaufführung beiwohnen. Unter allen Umständen.

Wir zogen zum Schulhaus. Der Mutigste klopfte herzhaft an. «Ihr könnt schon zuschauen, aber ihr habt euch gesittet aufzuführen!» Einen Satz ohne «aber», das in jungen Gemütern immer etwas Widerspruch weckt, hörten wir von der neuen Lehrerin selten. Wie eng übrigens das Verhältnis zu ihr geworden war, beweist der Umstand, daß wir sie nach einjährigem Zusammensein immer noch «die neue Lehrerin» schimpften.

Das war nun das Tellenspiel! Einige quiekende, morsche Holzkisten, mit knapper Not mit braunen, löchrigen Lumpen verdeckt, in der öden Ecke eines Schulzimmers, das war die Szenerie. Oh, wie wären wir auf den Höckler ob der Wollishofer Allmend gezogen und hätten heuduftende Wiesen und graues Gemäuer und blauen Himmel zum Schauplatz gewählt! Und dann die handelnden Personen! Einer, der noch bei jedem währschaften Hosensprung jämmerlich unterlegen war und nach der Mama schrie, maßte sich den Tell an. Seine Armbrust allerdings war vorzüglich; aber sie zu spannen, war er

unfähig. Ein blöder Maitlischmocker mimte den feurigen Sturmkopf Melchtal. Doch das alles hätten wir ihnen noch großmütig verziehen; größenwahnig darüber hinweggesehen hätten wir. Wie dann aber die kräftigsten Stellen, Szenen und Zitate mit stets derselben melancholisch-weibischen Süßheit zierlich dahergeflüstert wurden und die Helden sehnsüchtig nach der Lehrerin und ihrer vortrefflichen Deutschnote schielten, da floh die Ruhe aus den Zuschauerreihen. Es flüsterte, schwatzte, fluchte und plötzlich — Sturmgeheul und Freiheitsmorgen! — stürzte sich unsere Meute auf dieses Theater. Die Herrenburg ward erstürmt, Kisten kollerten und ächzten, — Tell aber verkroch sich. Die Einhalt gebietende Stimme der neuen Lehrerin hemmte so stark, wie Anno dazumal das Aufbrausen des Urnersees die Eidgenossen gestört und gehindert haben mag. — «Das isch kein Täll! Das isch blöd, eifach mordsblöd! Gar kein Täll!», also brauste und sang der feierlich-herrliche Schlußchor. — Und wir verließen siegesgewiß dieses heruntergekommene Theater. Ob hernach die Szenerie wieder aufgerichtet und das Spiel weitergeführt wurde, vernahm keiner.

Friede und Ordnung aber wurden nach diesem mißlungenen Tellenspiel in unserer Schulstube nie mehr heimisch. Wir «Kriegskinder» trugen wohl die Schuld daran.

w. k.

Militärisches Allerlei

Die letzten Wochen standen im Schweizerland unter dem Eindruck des *Eidg. Schützenfestes in Freiburg*, das, von der schießtechnischen Seite aus betrachtet, einen glänzenden Verlauf nahm, währenddem es vom Wettergott ziemlich stiefmütterlich behandelt wurde. Patriotischer Schwung und Begeisterung für unser Wehrwesen haben diesem Nationalfeste noch nie gefehlt. Auch die Freiburger Tage haben niemanden im Zweifel gelassen darüber, daß der Wille zur Wehrbereitschaft in unserm Lande tief verwurzelt ist und daß die Miniarbeit an der Armee noch nicht in die Tiefen des Volkes hat eindringen können. — Die Schießresultate von Freiburg stehen wiederum im Zeichen des Fortschrittes. In allen Scheiben waren die Punktzahlen für die Auszeichnung auf eine Höhe hinaufgeschraubt, die an die Schützen große Anforderungen stellte. Diese haben sich danach eingerichtet und Resultate geliefert, die aufs neue erkennen lassen, daß die Schweizer Schießkunst nicht nur das Privileg einiger weniger Auserwählter ist, die an den internationalen Wettkämpfen glänzen können, sondern daß wir in unserm Lande über viele Tausende ganz vorzüglicher Schützen verfügen. Erfreulich ist vor allem auch der junge Nachwuchs, der sich heranbildet und der am Schützenhimmel einen neuen Stern hat aufleuchten lassen im 19jährigen Grünig von Thun. Er hat unsere Altmeister geschlagen und sich in der schwierigsten Konkurrenz, der Meisterschaft, als «Schützenkönig» an die Spitze gestellt.

★

Auch die zahlreichen, über das ganze Land zerstreuten *Mobilisationsfeiern*, die bereits eingesetzt haben und bis zum Herbst dauern werden, sorgen für vaterländischen Schwung und bieten alt und jung Gelegenheit, die Anhänglichkeit des Schweizervolkes an sein traditionelles Wehrwesen zu bezeugen.

★

Die nationalrätliche Kommission für die *Abänderung der Militärorganisation* hat unter dem Vorsitz von Walther (Luzern) ihre Arbeiten aufgenommen. Die Chefs des Eidg. Militärdepartements und der Generalstabsabteilung leiteten die Eintretensfrage durch umfassende Referate ein und erläuterten die Notwendigkeit, die vorhandenen Lücken in Ausrüstung und Ausbildung zu schließen. Erfreulich und neu an der bisher gezeigten Haltung unserer Sozialdemokratie zur Frage der Landesverteidigung war, daß als unentwegter Gegner derselben in der Kommission sich nur noch Schneider (Basel) bekannte, währenddem die übrigen Mitglieder der Linken teils freimütig für den Ausbau des militärischen Schutzes unseres Landes eintraten, teils in die Diskussion nicht eingriffen. Wir wollen hoffen, daß diese längst notwendig gewesene Sinnesänderung auch in dem Herbst zu erwartenden schweren Auseinandersetzungen in der Sozialdemokratie unseres Landes Oberhand gewinnen werde. Es ist wahrlich keinen Augenblick mehr zu